



Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.



Nummer 39.

Sonntag, den 24. September 1916.

Erscheint wöchentlich.

Der Fund.

Eine Epithubengeschichte von Paul Ernst.

(Nachdruck verboten.)

Ein junger Mann namens Boppo hat treu und ehrlich lange Jahre einem Kaufmann gedient. Wenn die Frauen kamen und ihre einen Solbo Del verlangten, so maß er ihnen das Del in ihre Fälsche, indem er mit spitzen zwei Fingern das Maß hielt und die anderen drei Finger zierlich spreizte, denn der Richter schwangvoll aus der Fälsche zog, ihn noch einmal aufstieß, daß auch der letzte Tropfen in die Fälsche fiel, und ihn endlich mit seinem Augenmaß wieder in sein Loch im Ständer stellte; wenn sie eine Tüte Pfeffer haben wollten, so riß er unarmberzig aus einem schönen alten Buch ein Blatt, worauf es fig in der Hand zur Tüte, schob mit elegantem Schwung des Beines die Stiehlleiter zu sich, kletterte leicht nach oben, zog den Kasten vor und nahm mit dem schaukelnden Pfeffer heraus, stieg dann herunter, indem er der entsetzten Frau eine Schmeichelei sagte, legte die Tüte auf die Waage und schüttete mit dem Schaukelstein sorgfältig prüfend, als wiege er Gold ab, die Pfefferkörner in die Tüte.

Wie gefagt, Boppo hatte seinem Herrn treu und ehrlich gedient. Aber natürlich hatte er keine Veranlassung, über die Grenzen seiner Pflichten hinauszugehen. Er versteht die Kunst, einzumengen und einzumessen, das heißt, wenn er hundert Pfund oder hundert Maß zu verkaufen hat, so kann er hundert und ein Pfund oder hundert und ein Maß verkaufen, ohne daß eine Frau zu wenig bekommt. Dieses eine Pfund oder eine Maß ist natürlich kein eigener Gewinn, von dem er ja seinem Herrn nichts zu sagen brauchte; er hatte es deshalb immer so eingerichtet, daß er von jedem Scudo einen Quattrino für sich einbehielt, das war nur eine abgerundete Rechnung; oder der Herr stand sich ganz gut dabei, denn Boppo war ein treuer und ehrlicher Bedienter. Diese Quattrino aber, kann man sich denken, häuften sich im Laufe der Zeit an; und so kommt es denn, daß Boppo, wie er nun seinen Dienst aufgegeben hat, um nach seinem Heimatort Aricia zurückzugehen und dort selber einen Laden zu eröffnen, einen schönen Beutel voll Scudi in der Tasche hat.

Vor dem Tore schlief sich ihm ein junges Mädchen an, die auf einem Esel saß, den sie mit fester und zierlicher Hand lenkte. Die Freunde haben Boppo gewarnt; es gibt so viele Gauner und Räuber in Rom und Umgebung, daß man sehr vorsichtig sein muß mit neuen Bekanntschaften, wenn man viel Geld in der Tasche trägt. Boppo ist auch ein verständiger Mensch, der weiß, daß ein ehrlicher Mann heutzutage niemand trauen darf; die Menschheit ist zu fag für ihn geworden. Aber das junge Mädchen hat so feurige, schwarze Augen und macht einen so freundlichen Eindruck, und dann ist sie ja doch überhaupt ein junges Mädchen, und kurz und gut, Boppo geht neben ihr, und die beiden erzählen sich etwas; er spricht von dem Geschäft, das er in Aricia eröffnen will, wo es nur an Unternehmungsgeist fehlt, denn ein Geschäft ist in Aricia zu machen, es muß nur der richtige Mann kommen, und sie teilt ihm mit, daß sie in Belletti eine Stellung annehmen will als Köchin bei einem Pfarrer, und daß sie fertig ist, mit ihm bis Aricia zusammen zu sein, denn man hört so viel, was alles geschieht, daß man wirklich Angst kriegen könnte; dabei sieht sie ihn mit einem so freundlichen Blick an und lacht so, daß ihm ganz warm ums Herz wird.

So gehen die beiden nun vergnügt weiter auf der Via Appia; es ist Herbst; die Jäger halten überall ihre großen Jagden ab und schießen die Sperlinge, die Skarren mit den Wottichen begehen ihnen, in denen die Weintrauben eingestampft sind, die lieben Kinderchen sitzen ungsagbar schmußig auf den Trauben und quetschen sie zusammen, und die Männer, welche die Pferde führen, sind bis oben mit rotem Traubenstaß beschmiert; von überall her hört man Lachen, Singen, Knallen, Schreien und Boppo fühlt sich so glücklich wie noch nie in seinem Leben, er denkt an seinen Laden in Aricia, an den Treten, an die Büchsen mit Zuckerwerk, die auf ihm stehen, und wenn man den Kindern ab und zu eine Kleinigkeit zugibt, dann kommen sie immer; er denkt an die Waagen, welche blattgeputzt über ihm hängen, an das Einwiegen, und dann denkt er auch, was er für ein hübscher Kerl ist, und daß sich das Mädchen neben ihm gleich in ihn verliebt hat. Aber er nimmt sich in acht und verplumpt sich nicht, denn man weiß ja nicht, ob sie Geld hat, und ein Kaufmann muß eine Frau mit Geld haben, und das kennt man schon, man denkt, man hat ein hübsches Mädchen, und dann mit einem Male kommt da ein Bruder oder Vater und sagt: Heiratet!

Die beiden find früh aufgebrochen, um noch vor der großen Hitze in Aricia zu sein. Nun aber beginnen sie hungrig zu werden, denn es ist Frühstückszeit. So gehen sie denn vom Wege ab in eine Wiese, wo unter einer einlamen Pappel ein alter marmorner Sarg steht, als Tränke für die Kühe; das junge Mädchen — wir wollen es nun verraten, es ist die berühmte Colomba, von der selbst lange Tage sagt, er könne noch von ihr lernen — steigt von ihrem Esel, der verständig mit den Ohren zuhört und sich dann an das Freisen begibt, sie zieht ein reinliches Tuch hervor, um es auf der Wiese auszubreiten für die mitgebrachten Speisen; da stößt sie plötzlich einen Beutel der Heberkräftung aus; sie hat im Grunde ein kleines Päckchen gefunden, das offenbar hier jemand verloren hat, ein sauber und fest verpacktes Päckchen in steifem Papier mit einer Aufschrift. Sie wendet das Päckchen hin und her, Boppo nimmt es ihr aus der Hand: „Dies du, ich kann nicht lesen“, sagt Colomba, und Boppo durchstößt die Aufschrift:

„An den hochwohlgeborenen Herrn Matteo, Juwelenhändler in Rom.“ „Wenn kostbare Steine in dem Päckchen wären?“ fragt Colomba. „Erst prüfen, dann urteilen“, erwiderte Boppo, zieht sein Taschmesser und schneidet die Verhinderung auf. Es kommt ein Schächtelchen zum Vorschein und ein Brief. Colomba saßt nach dem Schächtelchen, öffnet es, da liegt auf weißer Seide ein wunderhübscher goldener Ring mit einem Smaragden. Sie streifte ihn sofort an den Finger und betrachtete ihn verliebt, indem sie ihn in der Sonne spielen läßt; Boppo ergreift ihre Hand und sieht ihn sich genau an. Er wird aufgeregt. „Das ist ein Stück für einen Kardinal“, sagt er, „das ist ein Stück für den heiligen Vater.“ „Les den Brief“, ruft ihm Colomba zu. Er kann sich nur schwer von der Hand mit dem Ring trennen, aber er entfaltet doch den Brief und studiert ihn, indessen Colomba den Ring weiter nach allen Seiten spielen läßt.

„Der Besitzer hat den Ring an Matteo schicken wollen, er ist 500 Scudi wert, Matteo soll ihn ihm verkaufen“, sagt endlich Boppo, nachdem er das Lesen des Briefes beendet hat. Dann fährt er fort: „Ich mache dir einen Vorschlag. Es ist ein Glück für dich, daß ich ein ehrlicher Mann bin. Wir haben den Ring zusammen gefunden.“

„Nein, ich habe ihn allein gefunden“, sagte Colomba. „Wir haben den Ring zusammen gefunden“, fährt Boppo fort. „Du kannst ihn nicht verkaufen, du wirst doch von den Händlern betrogen. Ich will den Ring annehmen und bezahle dir deinen Teil aus. Ich bin Kaufmann, ich weiß, was ich zu tun habe, mich soll keiner üben Ohr hauen, ich verleihe mich auf Geschäft. Natürlich habe ich das Risiko. Ich biete dir für deinen Teil 100 Scudi. Abgeben.“

Colomba beginnt zu meinen. Der Ring ist so schön, und sieht ihr so gut, und sie würde ihn Sonntag immer tragen, und sie hat ihn doch gefunden, und er geht doch ihr, und nun will ihr Boppo nur 100 Scudi geben, und sie ist ja ein armes Mädchen, für arme Mädchen sind solche teuren Ringe nicht, das sieht sie wohl ein, aber sie ist nicht so dumm wie Boppo denkt, sie kann ihn auch selber verkaufen, und 100 Scudi für einen Ring? „Der 500 Scudi wert ist, das ist eine Ungerechtfertigkeit, das kann ja der liebe Gott nicht dulden, und sie ist eine Waise, und hat nicht Vater und nicht Mutter, aber für die Waisen sorgt der liebe Gott; und so rebet sie weiter und rebet immer mehr und Boppo antwortet ihr, und sie kommen ins Handeln, und schließlich geht Boppo bis 150 Scudi. Er holt seinen Beutel heraus, kauft ihn auf, zählt ihr das Geld vor, sie weint, läßt es sorgsam zusammen, zieht ein Tuch und trocknet es ein, der Beutel ist recht schmal geworden, wie er ihn mit der Schnur wieder zusammenzieht, aber dafür hat er ja nun den Ring. Sie tröndet sich die Tränen, er will jählich ihre Hand ergreifen, aber sie stößt sie von sich und geht zu ihrem Esel. „Was willst du denn tun?“ fragt Boppo erlautet. Sie antwortet ihm nicht, sondern steigt auf, und als er immer dringlicher fragt, da erklärt sie ihm, daß er ein Räuber ist, daß sie nicht mehr mit ihm reiten will, denn eigentlich hat sie den Ring allein gefunden, und nun will sie wieder nach Rom, sie muß sich erst ausmeinen, denn das hatte sie nicht gedacht, daß es so schlechte Menschen gibt. So wendet sie denn ihren Esel zurück, Boppo aber bleibt, und im Grunde ist er nicht ganz unzufrieden, das er sie nicht mehr sieht, denn nun kann sie ihm doch nicht mehr verkaufen.

Er faßt sie also nicht mehr, und er hat sie auch später nicht wieder gesehen, obgleich er sie in Belletti und in Rom suchte wie eine Stecknadel, denn es er seinen Ring zu einem Händler brachte und ihn für fünfshundert Scudi anbot, da lachte der Mann und sagte, das der Stein aus Glas sei und die Fassung vergoldetes Kupfer. Deshalb blies ihm nichts anderes übrig, als daß er zu seinem alten Herrn ging und wieder Ladenbesitzer wurde, damit er das verlorene Geld erst wieder zusammen bekam; denn mit dem, was er noch hatte, konnte er bei der heutigen scharfen Konkurrenz keinen Laden in Aricia eröffnen.

„Servus Du“.

Ein deutscher Lieberdichter im französischen Heer.

Von P. Lolin.

(Nachdruck verboten.)

Es war an einem linden Abend des Vorfrühlings. Nach dem tosenden schweren Schlachttag hatte sich kostbare Ruhe niedergelassen auf beide Fronten. Der letzte Schuß war längst verhallt, und alleits genog man die milde, tagüber vom taufend und abertausend Geschossen aller Art zerrissenen Luft. Der Mond war hinter dem Wolkenschleier hervorgetreten und leuchtete stellenweise die Landschaft mit den gekippten Bäumen, aufgemailten und zerschossenen Dörfern. Wir Franzosen lagen hinter einer stark ausgebauten Bildung des Schützengrabens vor Verdun. Nur einige Punkte des Grabens waren offen und gewährten ungehinderten Ausblick hinüber zu den Deutschen. Fünf Offiziere waren wir da beisammen, darunter der Eleve eines Dragonerregiments. Er hatte, da die Reiter abgesehen waren, schon seit mehreren Tagen mit unserer Infanterie gekämpft. Wenig Worte wurden da gewechselt. Nach solchen Tagen spürt man selten die Lust, einander ausführliche Mitteilungen zu machen. Da ist jeder mit sich selbst beschäftigt, spricht den Kameraden nur ungerne an und zieht es vor, selbst unangehörig zu bleiben.

Während wir dennoch die notwendigen Fragen und Antworten austauschten, blieb der Dragoner fortwährend schweigend. Er lag an vorderster Stelle, dicht der feindlichen Linie

gegenüber, die kaum einige hundert Schritte von uns entfernt war. Das Haupt auf die Hände gestützt, starrte er sinnend in die nächtliche Landschaft hinaus. Vorüber der Mann nachdachte? Vielleicht über ein kleines nettes Ding, das er in Paris oder anderweitig zurückgelassen und dessen bildliche Erscheinung jetzt sein Herz erfüllte. Oder ging ihm zu dieser Stunde das Schicksal seines Vaterlandes nahe, seiner Angehörigen oder seine eigene Zukunft? Nein. Die Gedanken des Dragoners gingen weiter. Weiter gegen Osten. Sie bewegten sich über Elsch-Bohringen und den Rhein, nach den österreichischen Alpen, dann weiter bis ins Herz der Monarchie, zur Kaiserstadt an der Donau, wie man in Oesterreich so sagen pflegt. Wiefo sich der junge Mann im Geiste gerade nach Wien verlegt hat und was ihn mit Wien verband — wir sollten es alsbald erfahren.

Eine Stunde oder mehr waren vergangen. Der Eleve lag noch immer auf seinem Plage. Ein leiser Wind frisch über das Gelände. Da ertönte Gesang drüben bei den Deutschen. Eine schöne, ruhige Baritonstimme.

Gleich bei den ersten Tönen, die anfangs kaum vernehmbar zu uns herüberkamen, erhob der Dragoner das Haupt und lauschte. Einzelne Worte wurden nunmehr verständlich. Nur der Dragoner und ich konnten sie verstehen, weil die anderen des Deutschen nicht mächtig waren. Nun vernahmen wir den Text ganz genau. Der Wind hatte sich zu uns gemeldet:

Servus Du — Ippelt sie ganz leise

Servus Du und denk' nicht schlecht zu mir,

Alles dreht sich rund herum im Kreise —

Servus Du, ich hatte Dich so lieb.

Der Dragoner sprang von seinem Lager auf. Eine aufwallende Unruhe hatte sich seiner bemächtigt. Wir erkannten über das Benehmen unseres Kameraden. Was sollte das bedeuten? Der Sängler jenseits des Grabens ließ die zweite Trophoe ertönen:

„Mein Lieb, meine Wirtel!“ rief nun der Dragoner, warf sich zur Erde und meinte: . . . Den Zusammenhang erfahren wir rasch. Wir hatten einen deutschen Lieberdichter vor uns. So ergabte ihm französischer Offizier im deutschen Gefangenlager. Und so wurde es auch nach Wien berichtet.

Benno Bigny war es, der bekannte Wiener Lieberdichter. Das, was der Sängler im deutschen Schützengraben vor Verdun vortrug, waren Bignys Worte, seine Dichtung. Man kennt den Namen Benno Bigny in Wien. Laufende singen seine von Robert Stolz, May und anderen vertonten Lieberdichte. Kein Variété, keine Volkstänzergruppe, die Bignys Lieber nicht kennen, nicht vortragen würde. Aber nicht nur bei uns, auch im Auslande werden diese Lieber mit großem Erfolge gesungen, denn Benno Bigny, der Offizierslesee des 12. französischen Dragoner-Regiments, hat das innerste Wesen des Wiener's tief erfaßt. Wer diese Lieber hört, wird niemals vermuten, daß ihr Verfasser ein Fremder, ein Franzose. . . Mit seinem „Hüh-Hüh“ hat Bigny den Anfang gemacht. Es gefiel allgemein. Bald folgte ihm das überaus populäre, auch in Deutschland viel gelungene „Wiener Supper“. Und gleich darauf eroberte sich „Servus Du“, dieses kleine Liebesdrama in Form eines Liedes, die Herzen. Ein Schlagler allerersten Ranges. „Das kann nur der Wiener verstehen“, und „Herrgott, schenkt mir einen neuen Walzer“ hatte ebensolches Glück. Und der, der diese Lieber gedichtet hat, ist kein Wiener von Geburt. Wie ist es nun gekommen, daß dieser Franzose ein so bekannter und beliebter Wiener Lieberdichter geworden ist?

Als kleiner Knabe kam Benno Bigny mit seinen Eltern, die sich als Sprachlehrer hier großer Bekanntheit erfreuen, nach Wien. Da genog er den deutschen Schulunterricht und erlernte den Wiener Dialekt, dessen er mächtig wurde, als wäre er nicht in Commercy an der Maas, wo auch die Wiege Volcaires stand und wo jetzt die furchterlichsten Kämpfe tobten, geboren, sondern in einer Vorstadt Wiens. Den munteren, aufgeweckten Knaben, den wir anlässlich der Wiener Jubiläumsausstellung kennen lernten, hatten wir „l'ambassadeur, den Hofschäfter genannt, weil man mit ihm alles ausrichten konnte, da er alle Aufträge durch ganz Wien aus Pünktlichkeit besorgte. Mit seinem zwanzigsten Jahre verließ Benno sein Wien, um in seinem Vaterlande der militärischen Dienstpflicht zu genügen. Dann kam er, wie es in einem seiner Lieber heißt, „nur rasch, nur rasch nach Wien“ zurück. Als dann der große Weltkrieg ausbrach, mußte Benno Bigny wieder sein liebes Wien verlassen, zog nach Frankreich und kämpfte dort gegen die Deutschen. Dreimal wurde er verwundet, das erste mal in der großen Champagne-Schlacht, kehrte aber nach kurzer Zeit an die Front zurück.

Dieser deutsche Lieberdichter ist eigentlich vom Hause aus Maler. Während der ersten Zeit seiner Kriegsdienstleistung wurden ihm die Lantienen von den Vorträgen seiner Lieber durch Schweizer Hüter in das Lager nachgedient.

„Konnt ich schreiben?“ wandte ich ihm Sergeant an ihn, als wieder eine Gelbabweisung dahin gelangt war, „dann unterzeichne und beschriften den Empfang.“ Benno befahte und führte mit einem Zug seine Unterschrift aus.

„Par leu“, verlegte der Wadmeister, „was bist du denn im Jüli?“ — „Artiste-peintre, Kunstmalers“, gab Bigny zur Antwort. — „Das trifft sich gut, mein Junge“, meinte der alte Dragoner, „ich habe für dich Beschäftigung.“ Und am nächsten Tage trug der deutsche Lieberdichter und Maler eine Riste mit grüner Farbe an, daß es seine Art hatte. Benno mußte übrigens seine Sache gut gemacht haben, denn das

